

## **Back to the Future: Warum uns ein Blick in die Geschichte der Arbeit für die Auseinandersetzung mit ihrer Zukunft helfen kann**

*„Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorhandenen, gegebenen und überlieferten Umständen. Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirne der Lebenden. Und wenn sie eben damit beschäftigt scheinen, sich und die Dinge umzuwälzen, noch nie dagewesenes zu schaffen, gerade in solchen Epochen revolutionärer Krisen beschwören sie ängstlich die Geister der Vergangenheit zu ihrem Dienste herauf, entlehnen ihnen Namen, Schlachtpunkte, Kostüme, um in dieser althehrwürdigen Verkleidung und mit dieser erborgten Sprache die neue Weltgeschichtsszene aufzuführen.“*

*(Karl Marx, Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte)*

### **Die Geister der Vergangenheit: Einleitung**

Geschichte ist allgegenwärtig – ist sie doch mehr als die Summe dessen, was in der Vergangenheit geschehen ist, und bietet vielmehr gesellschaftliche Deutungsmuster, kollektives Gedächtnis, Projektionsfläche ebenso wie Abgrenzung für politische Orientierung. Über ihre manifeste Reflektion hinaus ist Geschichte als Referenzpunkt und Metapher in gesellschaftliche Auseinandersetzungen eingeschrieben. Auch die Zukunft wird immer Anteile von Geschichte enthalten – wenn wir allerdings davon ausgehen, dass sozialer Wandel mehr als bloß die Wiederholung von bereits dagewesenem ist, und wir die Interaktion von historischen Strukturen und menschlicher Handlungsmacht untersuchen wollen, stellt sich die Frage, wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft analytisch in ein produktives Verhältnis zueinander gebracht werden können. Dieses Spannungsverhältnis ist im Sprechen über Arbeit äußerst präsent. Sei es die digitale Revolution, Industrie 4.0, oder Entgrenzung – ein kurzer Blick auf die Trendbegriffe der aktuellen arbeitssoziologischen Diskussion reicht, um zu sehen, dass Arbeit im 21. Jahrhundert im Umbruch begriffen zu sein scheint. Auch die Frage nach dem „Ende der Arbeitsgesellschaft“, die dieser Track aufwirft, bewegt sich innerhalb dieses Diskurses, der von einem grundsätzlichen Strukturwandel ausgeht – und das scheinbar nicht nur in der Art und Weise, *wie* wir arbeiten, sondern auch in der Bedeutung von Arbeit für die Gesellschaft überhaupt. Mit diesem angenommenen Strukturwandel wird auch ein Wandel der Arbeitssoziologie selbst postuliert, der neue „thematische Erweiterungen“ und „disziplinäre Grenzüberschreitungen“ (Böhle, Voß & Wachtler 2018: 2) notwendig mache. Dieses Paper versteht sich als Beitrag zu einer solchen trans-disziplinären Erweiterung. Den Blick auf die historische Auseinandersetzung mit Arbeit zu richten, so möchte ich im Folgenden argumentieren, kann für die Analyse kontemporärer Arbeitsverhältnisse enorm gewinnbringend sein.

## Ambivalente Verknüpfungen

Das Verhältnis von Sozial- und Geschichtswissenschaft ist ambivalent: Geht man in der Entwicklung der Disziplinen zurück zu den Anfängen, so wird deutlich, dass die Verknüpfung von historischen Perspektiven und der Betrachtung kontemporärer Phänomene keineswegs eine Neuheit ist, sondern für jene Wissenschaftler\*innen, die heute als Klassiker der Soziologie betrachtet werden (darunter etwa Max Weber) eine Selbstverständlichkeit darstellte. Erst im Rahmen der Institutionalisierung der sozialwissenschaftlichen Disziplinen gewann die Notwendigkeit, sich von den Geschichtswissenschaften abzugrenzen, und ein eigenständiges (soziologisches) Analyseinstrumentarium zu entwickeln, an Bedeutung (Nathaus 2012, o.S.). Die Sozialgeschichte lebte als eigenständige Subdisziplin in den 1960er- und 1970er-Jahren auf, und verstand sich in diesem Kontext als Intervention gegen die vorherrschende Ereignis- und Politikgeschichte. Sie fokussierte auf gesellschaftliche Prozesse und Dynamiken, und widmete sich zunehmend – insbesondere nach den durch Alltags- und Mikrogeschichte angestoßenen Debatten (Eley 1989) – der Handlungsmacht historischer Akteure. Dabei wurden explizit sowohl Theorieangebote als auch das methodische Repertoire aus Wirtschafts- und Sozialwissenschaften übernommen – wenngleich diese Theorie- und Methodenrezeption teilweise eklektisch vorgenommen wurde (Nathaus 2012, o.S.). Die Vielfalt und Ernsthaftigkeit dieser Auseinandersetzungen wird beispielsweise in der Debatte darum, ob und wie ein soziologischer Schichtbegriff auf das Mittelalter anwendbar ist, deutlich in der reflektiert wurde, inwiefern es möglich sei, analytische Begriffe aus der Moderne auf vormoderne Gesellschaften anzuwenden, ohne dabei anachronistisch zu werden (Mitterauer et al. 1977; Ellermeyer 1980).

Aktuell, so scheint mir, werden mögliche Synergieeffekte einer engeren Zusammenarbeit von Geschichte und Sozialwissenschaften vonseiten der Soziologie des deutschsprachigen Raumes nur wenig diskutiert. Ausgenommen ist hierbei ist der Ansatz der „Historischen Soziologie“ (Schützeichel 2015), der sich in erster Linie Fragen politischer Prozesse, wie etwa der Nationenbildung, Krieg oder Demokratie widmet. Das Selbstverständnis historischer Soziolog\*innen schwankt zwischen dem als „Bindestrich-Soziologie“ und demals spezifischen methodischen Ansatz des Vergleichens (ebd.: 9). Zwar gibt es somit einen Teilbereich der Soziologie, der sich explizit mit dem Verhältnis aktueller und historischer Prozesse auseinandersetzt, insgesamt führt der Ansatz innerhalb soziologischer Curricula und Forschungseinrichtungen aber ein tendenziell marginalisiertes Dasein, und widmet sich selten explizit dem Themenkomplex der Arbeit.

In meinem Beitrag möchte ich für eine stärkere Integration soziologischer und geschichtswissenschaftlicher Perspektiven in Bezug auf Form und Wandel von Arbeitsverhältnissen plädieren. Ein solches Unternehmen möchte ich anhand einiger konkreter Vorschläge dafür, in welchen Formen eine historische Perspektive für die Sozialwissenschaften nutzbar gemacht werden kann, diskutieren: Zunächst werde ich auf die Bedeutung historischer Narrative im Diskurs über Arbeit eingehen, und die Debatte um das Ende der Arbeitsgesellschaft selbst historisieren. Anschließend möchte ich einige methodologisch-konzeptionelle Fragen aufwerfen, die als Anregung zu intensiverer Reflexion der eigenen Konzeptualisierungen, Bezugspunkte und

Arbeitsweisen, sowie als Aufruf zu mehr Austausch zwischen den (Sub-)Disziplinen verstanden werden sollen.

Eines möchte ich meinen Ausführungen voranstellen: Keineswegs möchte ich Soziolog\*innen unterstellen, sie wären ignorant gegenüber historischen Entwicklungen, oder unreflektiert im Umgang mit ihrem Analysegegenstand. Vielmehr möchte ich durch das Hinwenden zu Diskussionen, die im geschichtswissenschaftlichen Kontext – so mein Eindruck – intensiver geführt werden als in den soziologischen Umfeldern, in denen ich mich in meiner eigenen Biographie bisher bewegt habe, zu grundsätzlicheren und leidenschaftlicheren Debatten ermutigen.

### **Den Blick erweitern: Vorherrschende Narrative hinterfragen**

Soziologische Analysen von Arbeit rekurren durchaus auf deren Geschichte. Diesen historischen Bezugnahmen liegt jedoch häufig die Annahme einer als „Fortschrittsgeschichte“ (Jochum 2018: 131) erzählten linearen Entwicklung zugrunde: Von einer vorindustriellen zu einer industriellen, und schließlich zu einer „postindustriell-wissensbasierten Produktionsweise“ (Komlosy 2010: 261), und von unfreien Arbeitsverhältnissen wie Sklaverei und Leibeigenschaft zur zunehmend freien Lohnarbeit der kapitalistischen Moderne. Diese Vorstellung einer linearen Abfolge verunmöglicht(e), „gleichzeitig stattfindende Alternativen und Gegentendenzen sowie Arbeitsverhältnisse und Auffassungen in ihrer Vielfalt wahrzunehmen“ (Komlosy 2015: 19). Lange Zeit war es der sozial- und geschichtswissenschaftliche Normalfall, freie Lohnarbeit als *modern* zu Markieren und anderer, nicht auf rechtlicher Gleichheit und Vertragsfreiheit beruhende Arbeitsverhältnisse in Dichotomie dazu als *vormodern* zu konzipieren. Dass es den Blick auf die heute noch präsente Rolle von Zwang und Gewalt in Arbeitsverhältnissen verschleierte, alle Formen abseits von doppelt freier Lohnarbeit als anachronistische Überbleibsel zu verklären, ist in den letzten Jahren vermehrt Gegenstand verschiedener Debatten geworden. Die Frage, inwiefern „freie“ Lohnarbeit als *das* ausschlaggebende Charakteristikum von Arbeitsorganisation im Kapitalismus betrachtet werden sollte, wurde beispielsweise im Rahmen der *new history of capitalism* kontrovers diskutiert, unter anderem anhand der Frage, ob die atlantische Sklaverei des 18. und 19. Jahrhunderts als vorkapitalistische Form der Arbeit betrachtet werden sollte, oder ob sie nicht vielmehr Voraussetzung für den globalen Siegeszug des Kapitalismus gewesen sei (Beckert 2015; Burnard & Riello 2020). Zugleich haben sich marxistische Theoretiker\*innen vermehrt mit der Rolle direkter Gewalt in kapitalistischen Arbeitsverhältnissen beschäftigt. Anders als lange angenommen sei direkte Gewalt zum Zwecke der Ausbeutung nicht ökonomisch obsolet geworden, sondern habe sich „vielfach als durchaus funktional für die Erzielung von Profiten erwiesen“ (Gerstenberger 2018: 496), argumentiert etwa Heide Gerstenberger. Besonders ausführlich wurden die Dichotomie von Freiheit und Unfreiheit, und die Möglichkeiten ihrer Dekonstruktion, vonseiten der *Global Labour History* debattiert. Abseits von Narrativen, die freie und unfreie Arbeit als Dichotomie innerhalb einer linearen Fortschrittslogik betrachten, betonen die Akteure der „new

history of work“ (De Vito, Schiel & Van Rossum 2020: 4), dass die Kombination und Koexistenz verschiedener Formen von Arbeit historisch stets der Normalfall waren, und Transformationen zwischen verschiedenen für eine Produktionsweise vermeintlich typische Arbeitsformen keineswegs linear verlaufen sind (ebd.: 5). Betrachtet man gegenwärtige Arbeitsverhältnisse und Entwicklungstendenzen global gesehen, so wird deutlich, dass dem auch heute noch so ist. Marcel van der Linden schlägt daher vor, den marxistischen Klassenbegriff auszuweiten, und nennt die „*coerced commodification of [the workers'] labour power*“ (Van der Linden 2008: 34), als Basis einer Definition. Zwang meint in diesem Kontext also nicht eine spezifische historische Formation der Zwangsarbeit, sondern ein Element, das verschiedenen Arbeitsformen gemein ist.

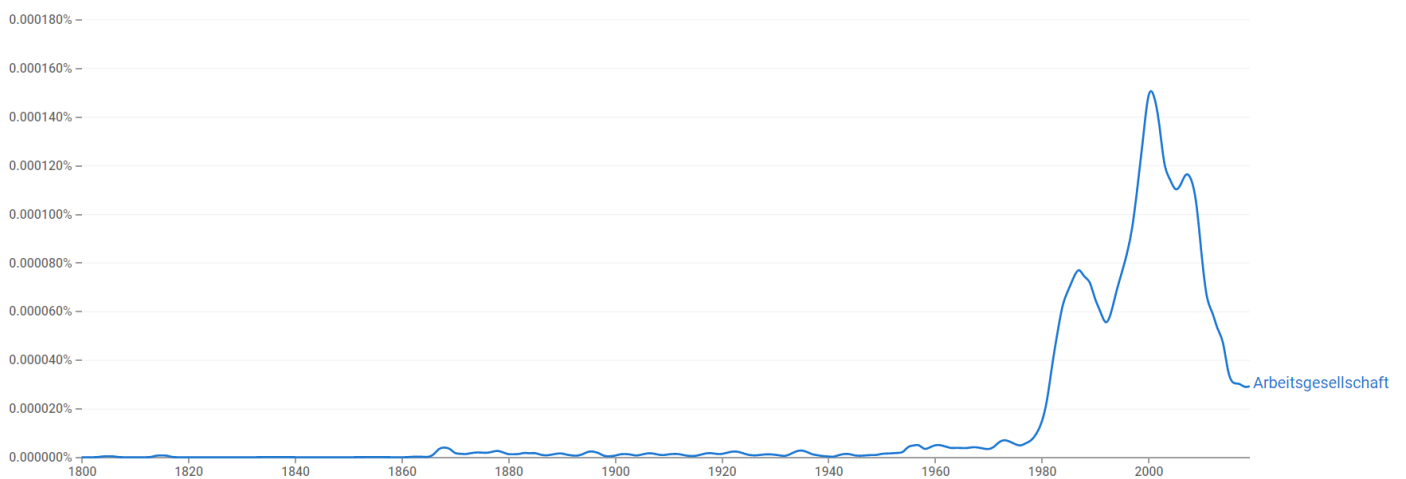
Auch wenn internationale Entwicklungen in soziologischen Diskussionen durchaus eine Rolle spielen, so bleiben Konzepte und Theorien häufig doch im methodologischen Nationalismus verhaftet. Es scheint bezeichnend, dass der globale „Sklavereiboom des 21. Jahrhunderts“ (Zeuske 2017: 571) von Arbeitssoziolog\*innen kaum als Teil ihres Gegenstandsbereichs betrachtet wird. Selbst für jene Sozialwissenschaftler\*innen, die nicht zu globalen Entwicklungen forschen, kann eine solche Dezentrierung des eigenen (westlichen) Blicks aber spannende Frage nach Analyseeinheit und -perspektive aufwerfen. Wenn die Vielfältigkeit und Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Formen von Arbeit analysiert werden, und nach deren Relation, sowie ihrer jeweiligen Bedeutung für die gesamtgesellschaftliche Reproduktion von Gesellschaften gefragt werden soll, kann die Historisierung davon, was Arbeit überhaupt bedeutet, eine hilfreiche Entlehnung aus der arbeitshistorischen Debatte darstellen. Selbst wenn man von einem universalistisch gedachten, möglichst breiten Arbeitsbegriff ausgeht, und diesen als anthropologische Konstante setzt, ist in der konkreten historischen Auseinandersetzung mit Arbeitsverhältnissen zu beachten, dass Kämpfe um Arbeit stets auch Kämpfe darum waren, *was* eigentlich als Arbeit definiert wurde, sowie *wie* und *wogegen* diese Vorstellungen jeweils durchgesetzt wurden (Wadauer 2016: 231). Gerade anhand politischer und sozialwissenschaftlicher Debatten um eine Ausweitung des Arbeitsbegriffs, wie sie vor allem von feministischer Seite in Bezug auf Haus- beziehungsweise Reproduktionsarbeit vorangetrieben wurden, wird deutlich, dass die Markierung bestimmter Tätigkeiten als *Arbeit* als Mittel begriffen wird, um Ansprüche auf (gesellschaftliche) Anerkennung geltend zu machen (Leonhard & Steinmetz 2016: 32). Aus historischer Perspektive ist dabei spannend, dass diese semantischen Kämpfe keineswegs eine Neuheit darstellen, sondern bereits im 19. Jahrhundert anhand der Dichotomie produktiv/unproduktiv geführt wurden. Dabei waren sie unter anderem Ausdruck des Bemühens bürgerlicher Denker\*innen, sich gegen den Marx'schen Vorwurf „zwar nicht zu arbeiten, wohl aber zu erwerben“ (ebd.: 33) zu Wehr zu setzen. Für sozialwissenschaftliche – ebenso wie für politische – Debatten lässt sich daraus mitnehmen, dass die Debatte um den Geltungsbereich des Begriffs „Arbeit“ nie ein Selbstzweck sein kann, sondern immer die Frage gestellt werden muss, welchen *Zweck* denn ein bestimmter Begriff von Arbeit erfüllen soll.

Auch in der Zukunft werden Definitionskämpfe darüber, welche Tätigkeiten als Arbeit gewertet werden (sollen), zweifelsohne eine wichtige Rolle spielen. In der Diskussion aktueller Transformationen der

Arbeitswelt bildet sich das bereits ab: Ein Beispiel dafür ist die Debatte um das Verschwimmen der Grenzen zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit im pandemiebedingten Home-Office. Auf ganz andere Art und Weise taucht die Definitionsfrage beispielsweise in Bezug auf die zunehmende Einbindung von Konsument\*innen in Prozesse der Kapitalakkumulation durch „User-Generated Content“ in digitalen Medien auf (Jarrett 2015: 79). Veränderungen des ökonomischen Systems werden Sozialforscher\*innen der Zukunft zwangsläufig vor die Frage stellen, wie sich das, was Arbeit eigentlich ausmacht, ändert – und zwar gleichermaßen in semantischer wie praxeologischer Hinsicht.

### Die Arbeitsgesellschaft: Geburt in der Krise?

Mit der Frage nach dem „Ende der Arbeitsgesellschaft“ wird in diesem Track auf einen wirkmächtigen Topos soziologischer Debatten der letzten Jahrzehnte rekurriert. Dabei stellt sich zuerst die Frage, was mit diesem Konzept analytisch gefasst werden soll. Handelt es sich bei der „Arbeitsgesellschaft“ schlicht um „eine Epoche, in der Erwerbsarbeit für die Menschen von zentraler Bedeutung [ist]“ (Senghaas-Knobloch 2008:



9)? Geht es um eine Gesellschaft, in der abhängige Erwerbsarbeit als das „anzustrebende Modell der Lebensplanung und -führung“ (Offe 2018/2003: 62) gilt?

Abbildung 1: Ergebnisse für die Häufigkeit des Begriffs "Arbeitsgesellschaft" über Google Books

Ein Blick auf die Häufigkeit des Begriffs in sozialwissenschaftlichen Publikationen zeigt auf, dass die Rede von der „Arbeitsgesellschaft“ erst dann auf Aufwind gewann, als ebenjene bereits als in der Krise begriffen wurde. Während das Wort bis in die 1960er-Jahre kaum auftaucht, kommt es ab hier zu einem leichten Anstieg, mit einem ersten kleinen Höhepunkt im Jahr 1972. Ab den späten 1970er-Jahren nimmt die Verwendung des Begriffs an Fahrt auf und erreicht im Jahr 1987 einen erneuten Peak. Nach einem leichten Abfall steigt die Verwendungshäufigkeit bis ins Jahr 2000 noch einmal steil an, und geht danach wieder – mit Ausnahme einer kleinen Renaissance im Jahr 2008 – wieder zurück. Obwohl solche vereinfachenden Quantifizierungen in jedem Fall mit Vorsicht zu genießen sind, können hier bereits Tendenzen der

Verquickung von Theorieproduktion und -rezeption mit sozio-ökonomischen Entwicklungen erkannt werden – die Debatte gewinnt mit der Wirtschaftskrise der 1970er-Jahre (und ihren weitreichenden gesellschaftlichen Folgen) an Aufwind, scheint besonders um die Jahrtausendwende an Momentum gewonnen zu haben, und gerät dann wieder zur Zeit der globalen Finanz- und Wirtschaftskrise von 2008 in den Fokus.

Von der „Arbeitsgesellschaft“ an sich ist kaum die Rede, vielmehr drehte sich der Diskurs von vornherein um ihr vermeintliches *Ende*. Dieses Ende wurde zeitdiagnostisch vonseiten verschiedener Debattenstränge hergeleitet: Erstens, die – sich vor allem auf die Werteforschung beziehende – Rede von einer „Freizeitgesellschaft“ (Vahsen 2015: 29), die in der heutigen Debatte aber kaum mehr eine Rolle spielt. Zweitens, die Thematisierung der vermehrten Integration von Kommunikations- und Informationstechnologie in den Arbeitsprozess. Sinnbildlich für diesen Diskurs steht das Bild der Roboter, die zunehmend menschliche Arbeitskraft ersetzen und so schließlich zu einem verheerenden Arbeitsplatzmangel führen würden. Das ist auch der Kontext, in dem die Debatte um das Ende der Arbeitsgesellschaft – wie sie auch in den Leitfragen dieses Tracks angestoßen wird – in den letzten Jahren wieder vermehrt an Fahrt gewonnen hat. Dass die Angst vor der Automatisierung empirisch nicht unbedingt begründbar ist, und technologische Entwicklung unter dem Vorzeichen der gesteigerten Kapitalakkumulation nicht zwangsläufig zu weniger, möglicherweise aber zu schlechteren Jobs führt, argumentiert etwa die Techniksoziologin Judy Wajcman (Wajcman 2019). Drittens sehen einige Theoretiker\*innen das Ende der Arbeitsgesellschaft in zunehmender Arbeitslosigkeit und prekärer Beschäftigung, also als Ende des sogenannten Normalarbeitsverhältnisses (Offe 2018/2003: 62). Es ist kein Zufall, dass diese Debatte gerade in jenem Zeitraum aufkam, in dem sich die Organisationsform kapitalistischer Arbeitsverhältnisse selbst massiv im Umbruch befand: Der oben angeführte Zeitstreifen verweist darauf, dass das verlautbarte Ende der Arbeitsgesellschaft in jener Phase plausibel schien, als das fordistische Akkumulationsregime in die Krise geriet. Dieses Ende ist also vielmehr Resultat eines konzeptionellen Missverständnisses: Mit Joachim Hirsch lässt sich sagen, dass es sich nicht um die Krise oder das Ende *der Arbeitsgesellschaft*, sondern vielmehr um die Krise der Formation des Fordismus, das Ende einer „spezifische[n] historische[n] Gestalt des Kapitalismus“ (Hirsch 1999, o.S.) handelt. Diese Krise sei weder Ergebnis evolutionärer Gesetzmäßigkeiten noch technologischer Entwicklungsdynamiken, sondern Folge einer Krise des Kapitalismus, und der damit verbundenen Klassenkämpfe (ebd.). Anschließend an diese Diagnose ließe sich fragen, warum sich der Krisendiskurs bis heute – Jahrzehnte nach der Krise ebenjener Periode kapitalistischer Entwicklung – gehalten hat. Ein erneuter Blick auf die Konjunkturen des Arbeitsgesellschafts-Diskurses in der Literatur verrät, dass dieser um 2008 einen weiteren Höhepunkt erlebt hat, diese Zeitdiagnose hier also erneut im Lichte einer allgemeinen Krise kapitalistischen Wirtschaftens an Aufschwung gewonnen hat. Dass das Bild einer stabilen, auf geringer Arbeitslosigkeit und sicheren Beschäftigungsverhältnissen beruhenden Arbeitsgesellschaft eine historisch sehr kurze Geltungsdauer hatte (und auch diese tendenziell auf männliche, weiße Arbeiter des globalen Nordens beschränkt war) lässt sich kaum leugnen, wenn man den Blick auf heutige globale

Beschäftigungsstrukturen wirft, und regt auch zum Überdenken der eigenen Begrifflichkeiten an. So reflektieren etwa Jürgen Kocka und Jürgen Schmidt, dass der Begriff „informal labor“ insofern problematisch sei, als er formelle Arbeit als Normalfall voraussetze: „Angesichts von Schätzungen der OECD, dass 2010 mehr als die Hälfte der Beschäftigten weltweit informeller Arbeit nachgingen und beispielsweise in Indien der Anteil informeller Arbeit außerhalb der Landwirtschaft bei rund neunzig Prozent lag, ist es irreführend formelle Arbeit als Normalarbeitsverhältnis in globaler Perspektive vorzusetzen“ (Kocka & Schmidt 2017: 186). Die „Formalisierung von Lohnarbeit“ (ebd.) sei keineswegs ein linearer Prozess, sondern eine spezifische Dynamik des 20. Jahrhunderts gewesen, die in den letzten Jahrzehnten, auch im Globalen Norden, zunehmend zurückgenommen worden sei.

Ob oder warum es (nicht) zur Herausbildung einer neuen, stabilen Formation von Gesellschaft und Arbeitsverhältnissen gekommen ist, und warum sich die Referenz auf den Fordismus als Kontrastfolie so hartnäckig in die Narrative politischer wie wissenschaftlicher Diskussionen eingeschrieben hat – handelte es sich dabei doch eher um eine historische Ausnahme, als um den Normalfall des Kapitalismus – sind Fragen, deren Beantwortung sich Historiker\*innen wie Sozialwissenschaftler\*innen weiterhin stellen müssen. Eine erste Lehre kann sein, Prekarisierung und Flexibilisierung nicht als historische Neuheiten, sondern vielmehr als stetige Bestandteile von Arbeitsrelationen zu betrachten, und das „goldene Zeitalter“ (Altreiter 2018: 85) des 20. Jahrhunderts nicht mehr so stark als normativen Referenzrahmen zu setzen.

### **Die Brille wechseln: Ausflüge in andere Sphären**

Wie eine solche Erforschung des historischen Wandels in der Gegenwart praktisch erfolgen kann, ist eine Frage, die erneut der trans- und interdisziplinären Verständigung bedarf.

Ein Perspektivenwechsel kann auch auf der Ebene der konkreten empirischen Arbeit sinnvoll sein. „Ausflüge“ in empirisches Material aus Epochen, die einem als Soziolog\*in zunächst fremd sein mögen, können ein Weg sein, das Verständnis dessen zu schärfen, was denn eigentlich das Spezifische des eigenen Untersuchungsgegenstandes ausmacht. Die Schweizer Historikerin Caroline Arni spricht hierbei von einem „provincializing the present“ (Arni 2018: 222). Warum also nicht mittelalterliche Quellen mit einem soziologischen Blick lesen? Ebenso kann die Einbindung von Historiker\*innen in der Analyse des eigenen Materials – etwa durch die Mitarbeit in Interpretationsgruppen – eine Möglichkeit sein, den Blick auf das „Eigene“ zu Befremden, und sich alternative Kontrastfolien zu schaffen. Insbesondere die Auseinandersetzung mit vormodernen oder nicht-europäischen Gesellschaften könnte sich dabei als produktiv erweisen.

Die Herausforderungen, denen Historiker\*innen (insbesondere früherer Epochen) bei der Quellenarbeit begegnen, so ließe sich argumentieren, stellen in manchen Aspekten eine zugespitzte Version jener Probleme dar, mit denen sich auch Soziolog\*innen konfrontiert sehen: Denn als Historiker\*in hat die Frage nach der Distanz zum eigenen Forschungsgegenstand noch einmal eine ganz andere Bedeutung.

Gewissermaßen ist das Verhältnis von Nähe und Distanz hierbei auf den Kopf gestellt: Während sich Soziolog\*innen in der Regel darum bemühen müssen, von ihrem eigenen Alltagsverstand zu abstrahieren, und sich etwa in der Tradition der Ethnographie durch „Befremdungstechniken“ ihre eigenen verinnerlichten kulturellen Annahmen bewusst machen (Breidenstein et al. 2013: 29), stehen Historiker\*innen in der Auseinandersetzung mit ihren Quellen häufig erst einmal fremden Welten gegenüber, die sie sich schrittweise näher bringen und verständlich machen müssen. Eine zentrale Herausforderung ist dabei die Balance zwischen der in Quellen selbst verwendeten Sprache (sogenannte emische Kategorien) und der Analysesprache der Wissenschaftler\*innen, die immer eine Abstraktion von konkreten Arbeitsverhältnissen darstellt (etische Kategorien) (Sarti 2019: 349). Dass hierbei zahlreiche Übersetzungsleistungen notwendig sind, ist ein allgegenwärtiges Problem historischer Analyse. Sei es Sklaverei, Zwangsarbeit oder Lohnarbeit – bei jeder dieser Formen, denen (vor allem in der Tradition marxistischer Geschichtsschreibung) ein Charakter als „epochenspezifische Formen der Ausbeutung“ (Kuchenbuch & Sokoll 1990: 29) unterstellt wird, handelt es sich schließlich um „juristische Konstruktionen, die über die praktischen Arbeitsverhältnisse und deren Verteilung wenig offenbaren“ (ebd.). Analog ließe sich hieraus aber auch eine Reflexionsaufgabe für Sozialwissenschaftler\*innen formulieren: Auch hier braucht es eine kritische Reflexion – und möglicherweise eine Neuformulierung – abstrakter wissenschaftlicher wie juristischer Kategorien. Wer sind eigentlich *Arbeiter\*innen*, und warum könnte es hierbei zu Bedeutungsverschiebungen in der Selbst- und Fremdbezeichnung gekommen sein? Was heißt es, von *Selbstständigen* zu sprechen? Welche Praktiken stecken hinter dem Überbegriff *Hausarbeit*? Die Frage nach Aktualität und Anachronismen in wissenschaftlichen Kategorien stellt sich schließlich nicht nur im Sprechen über die Vergangenheit: Wollen Soziolog\*innen gegenwärtigen sozialen Wandel erforschen, so drängt sich die Frage auf, wie theoretische Konzepte und Begriffe im Prozess des Forschens selbst auf ihre Gültigkeit überprüft und weiterentwickelt werden können. Bleiben Kategorien zur Beschreibung sozialer Hierarchien und Ungleichheiten statisch, so kann auch der Wandel der tatsächlichen Praktiken nur unzureichend erforscht werden. Ein Beispiel hierfür ist der Zusammenhang von Arbeit und Geschlecht, bei dessen Erforschung oft geschlechtsspezifische Konnotationen und Zuschreibungen im Zentrum stehen. Wer die Veränderung auf Geschlecht basierender Arbeitsteilungen untersuchen will, kann nicht schlicht *voraussetzen*, was als „maskuline“ oder „feminine“ Tätigkeit gilt (Glinsner et al. 2018), und damit Gefahr laufen, diese Zuschreibungen im Forschungsprozess selbst nur zu reifizieren. Vielmehr gilt es sich der Frage zu stellen, wie sich der Inhalt dieser Zuschreibungen in Wechselwirkung mit den jeweiligen Praktiken verändert. Aufgabe ist also, Semantik und Praktiken in Relation zueinander untersuchen, ohne dabei die Differenzierung zwischen den beiden Ebenen aufzugeben. Nur so kann eine „Verdinglichung analytischer Kategorien“ (Arni 2018: 201) vermieden werden. Hiermit soll keineswegs gesagt sein, dass Sozialwissenschaftler\*innen ihre Analysekategorien nicht ohnehin reflektieren. Trotzdem bin ich der Überzeugung, dass ein stärkerer Dialog mit diesen im Rahmen der Historischen Semantik stattfindenden Debatten (siehe z.B. Leonhard & Steinmetz 2016) für die Erforschung von Entwicklungstendenzen aktueller und zukünftiger Arbeitsverhältnisse sehr gewinnbringend sein kann.



Gleichzeitig ist klar, dass solche Ausflüge kein individuelles Unternehmen einzelner Wissenschaftler\*innen sein können. Vielmehr soll dieser Vorschlag als Aufruf zu vermehrtem kollaborativen Arbeiten zwischen Forschenden verschiedener Disziplinen verstanden werden.

### **Flaschenpost auspacken: Die eigene Arbeit historisieren**

Jede Gesellschaftsformation bringt ihre eigenen Theorietraditionen hervor. Neben der Adaption historischer Perspektiven für die Erforschung der Gegenwart (und Zukunft) von Arbeitsverhältnissen, kann eine produktive Art der Verknüpfung von Geschichts- und Sozialwissenschaft auch in einer Historisierung der Arbeitssoziologie selbst bestehen. Wie hing die Etablierung von Industrie-, Betriebs-, oder Arbeitssoziologie mit den gesellschaftlichen und geographischen Kontexten der Wissensproduktion zusammen? Welche Kategorien und Begriffe hatten zu welchem Zeitpunkt Deutungshoheit, zu welchem Bedeutungswandel und -verschiebungen kam es? Wie haben sich Akteure, institutionelle Kontexte und Verflechtungen der arbeitssoziologischen Forschung gewandelt, und in welchem Zusammenhang stehen diese Wandlungsprozesse mit den Produkten wissenschaftlicher Arbeit? Somit kann Sozialwissenschaft auch selbst Gegenstand historischer Reflexion werden. So stellt etwa Kerstin Brückweh die deutsche Industriesoziologie der Nachkriegszeit in ihren historischen Kontext der sich verändernden Sozialstruktur Westdeutschlands: Vor dem Hintergrund einer sich stabilisierenden fordistischen Produktions- und Lebensweise, die – gestützt auf Massenproduktion und einer durch das männliche Ernährermodell sichergestellten Reproduktion – relativ stabile Arbeitsverhältnisse hervorbrachte, konnte sich eine auf industrielle Beschäftigungsverhältnisse fokussierte Arbeits- und Industriesoziologie herausbilden (Brückweh 2019: 324). Auch die in diesem Paper in ersten Schritten vorgenommene Historisierung des Begriffs „Arbeitsgesellschaft“ kann als Teil eines solchen Vorhabens eingeordnet werden.

Das Potenzial eines solchen Forschungsprogrammes liegt darin, die eigenen theoretischen Bezüge zu reflektieren, ihre Aussagekraft und Reichweite zu hinterfragen. Dazu gehört auch, den Blick im Sinne einer kritischen Wissenschaftsgeschichte darauf zu richten, welche Ansätze und Stimmen sich nicht durchsetzen konnten, verlorene Potenziale wieder auszugraben, und möglicherweise marginalisierte theoretische und methodische Ansätze wieder vermehrt in den Fokus zu rücken. Die Auseinandersetzung mit der „eigenen“ Geschichte wirft gleichzeitig die Frage nach den Grenzziehungen zwischen Gegenwart und Vergangenheit, und in weiterführender Folge zwischen Sozial- und Geschichtswissenschaft auf. Anders formuliert: Wo beginnt die „Geschichte“? Wo die Grenzen zwischen Vergangenheit und Gegenwart liegen, lässt sich nicht absolut beantworten – auch die Abgrenzung zwischen den Disziplinen ist vor allem eine historisch gewachsene (Schützeichel 2015: 16), und ist häufig nicht nur über den Gegenstand zu erschließen, sondern liegt in verschiedenen Herangehensweisen, institutionell verankerten Forschungslogiken und Traditionen, auf die sich jeweils berufen wird – anders gesagt, es gibt einen jeweils fachspezifischen *Common Sense*. Der Appell, sich als Sozialwissenschaftler\*in mit Geschichte zu beschäftigen, soll in diesem Sinn nicht (nur) als Aufforderung zur Beschäftigung mit der Vergangenheit verstanden werden, sondern vielmehr zum Blick über den Tellerrand der eigenen Disziplinengrenzen hinaus anregen. In diesem Paper

hoffe ich, einige Anregungen dafür gegeben zu haben, wie das konkret erfolgen kann: Durch die Auseinandersetzung mit analytischen Perspektiven, Arbeitsweisen, sowie den historisierenden Blick auf das eigene Fach.

### **Zusammenfassend**

Wer die Gegenwart und Zukunft der Arbeit beforcht, so lässt sich abschließend sagen, kann nur daran gewinnen, sich auch mit der Analyse ihrer Geschichte zu beschäftigen. Historische Kontraste können hierbei über ihren aktuellen Stellenwert als Metaphern hinaus als Möglichkeit zur Reflexion der Reichweite und analytischen Präzision der eigenen Konzepte nutzbar gemacht werden. Ein konkretes Projekt, das sich eine solche methodologische und theoretische Reflexion zum Ziel gesetzt hat, ist das internationale Forschungsnetzwerk WORCK (Worlds of Related Coercions in Work): Hier werden zum einen konzeptionelle Diskussionen darüber geführt, wie eine Geschichte der Arbeit aussehen kann, die nicht ständig vorherrschende Narrative reproduziert. Zum anderen ist das Netzwerk ein konkreter Versuch einer kollaborativen Arbeitsweise, die Austausch und Inspiration innerhalb von und zwischen Disziplinen ermöglicht, und damit einen Beitrag zur selbstkritischen Weiterentwicklung der Erforschung von Arbeit leisten will. Denn wie auch immer die Arbeitsverhältnisse der Zukunft aussehen werden – ihre Analyse wird ein kollektives Unternehmen sein.

**Literatur:**

Altreiter, C. (2018): Woher man kommt, wohin man geht. Über die Zugkraft der Klassenherkunft am Beispiel junger IndustriearbeiterInnen. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Arni, C. (2018): Nach der Kultur. Anthropologische Potentiale für eine rekursive Geschichtsschreibung. *Historische Anthropologie*, 26(2), 200-223.

Beckert, S. (2015): *Empire of cotton: A global history*. London: Penguin Books.

Böhle, F.; Voß, G. & Wachtler, G. (2018): Einführung in das Handbuch, in: dies. (Hg.): *Handbuch Arbeitssoziologie. Band 1: Arbeit, Strukturen und Prozesse*. Wiesbaden: Springer VS, 1-15.

Breidenstein, G.; Hirschauer, S.; Kalthoff, H. & Nieswand, B. (2013): *Ethnographie. Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Brückweh, V. K. (2019): Arbeitssoziologische Wissensproduktion am Soziologischen Forschungsinstitut Göttingen (SOFI) von 1968 bis heute. In *Erkundungen im Historischen: Soziologie in Göttingen*. Wiesbaden: Springer VS, 321-350.

Burnard, T. & Riello, G. (2020): Slavery and the new history of capitalism, *Journal of Global History* 15(2), 225-244.

De Vito, C., Schiel, J. & Van Rossum, M. (2020): From bondage to precariousness? New Perspectives on Labor and Social history, *Journal of Social History*, 1-19.

Eley, G. (1989): Labor History, Social History, „Alltagsgeschichte“: Experience, Culture, and the Politics of the Everyday – a New Direction for German Social History? *The Journal of Modern History*, 61 (2), 297-343.

Ellermeyer, J. (1980): "Schichtung" und "Sozialstruktur" in spätmittelalterlichen Städten. Zur Verwendbarkeit sozialwissenschaftlicher Kategorien in historischer Forschung, *Geschichte und Gesellschaft* 6(1), 125-149.

Flecker, J. (2017): *Arbeit und Beschäftigung. Eine soziologische Einführung*. Wien: utb.

Jarrett, K. (2015): *Feminism, Labour and Digital Media: The Digital Housewife*. London: Routledge.

Jochum, G. (2018): Zur historischen Entwicklung des Verständnisses von Arbeit, in: Böhle, F.; Voß, G. & Wachtler, G. (Hg.): *Handbuch Arbeitssoziologie. Band 1: Arbeit, Strukturen und Prozesse*. Wiesbaden: Springer VS, 85-142.

Gerstenberger, H. (2018): Über direkte Gewalt in kapitalistischen Arbeitsverhältnissen – und über Geschichtsphilosophie. Zur analytischen Konzeption von Gewalt im Kapitalismus, *Prokla – Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft*, 48(3), 489-500.

Glinsner, B.; Sauer, B.; Gaitsch, M.; Penz, O. & Hofbauer, J. (2018): Doing gender in public services: Affective labour of employment agents, *Gender, Work & Organization* 26(7), 983-999.

Hirsch, J. (1999): Zukunft der Arbeitsgesellschaft. *Jungle World* Nr. 24, 9. Juni 1999, <http://www.mxks.de/files/J.Hirsch.ZukunftDerArbeitsgesellschaft.html>, zugegriffen 15.09., 17:30

Kocka, J. & Schmidt, J. (2017): Arbeitergeschichte: Global und national, *Geschichte und Gesellschaft* 43(2), 181-196.

Komlosy, A. (2010): Arbeitsverhältnisse. Weltumspannende Kombination und ungleiche Entwicklung, in: Sieder, R. & Langthaler, E. (Hg.): *Globalgeschichte 1800-2010*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag, 261-284.

Komlosy, A. (2015): *Arbeit: Eine globalhistorische Perspektive*. 13. bis 21. Jahrhundert. Wien: Promedia Verlag.

Kuchenbuch, L., & Sokoll, T. (1990): Vom Brauch-Werk zum Tauschwert: Überlegungen zur Arbeit im vorindustriellen Europa, in: König, H.; von Greiff, B. & Schauer, H. (Hg.): *Sozialphilosophie der industriellen Arbeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 26-50.

Leonhard, J. & Steinmetz, W. (2016): Von der Begriffsgeschichte zur Historischen Semantik von „Arbeit“, in: Dies. (Hg.): *Semantiken von Arbeit: Diachrone und vergleichende Perspektiven*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag, 9-62.

Minnsen, H. (2006): *Arbeits- und Industriesoziologie. Eine Einführung*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Mitterauer, M.; Schulze, W.; Sarrazin, T.; Schremmer, E.; Schluchter, W.; Mommsen, W.J.; Hinrichs, E. & Mager, W. (1977): Probleme der Stratifikation in mittelalterlichen Gesellschaftssystemen, *Geschichte und Gesellschaft* 3, Sonderheft: Theorien in der Praxis des Historikers, Forschungsbeispiele und ihre Diskussion, 13-54.

Nathaus, K. (2012): Sozialgeschichte und Historische Sozialwissenschaft, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, [http://docupedia.de/zg/nathaus\\_sozialgeschichte\\_v1\\_de\\_2012](http://docupedia.de/zg/nathaus_sozialgeschichte_v1_de_2012) (letzter Zugriff 18.04.2021, 9:43)

Offe, C. (2018): *Macht und Effizienz*. Wiesbaden: Springer VS.

Sarti, R. (2019): Can Historians speak? A few Thoughts and Proposals on a Possible Global History of Domestic Service/Work, in: Sinha, N.; Varma, N. & Jha, P. (Hg.): *Servants' Past. Sixteenth to Eighteenth century*. South Asia, Vol 1., 363-388.

Senghaas-Knobloch, E. (2008): *Wohin driftet die Arbeitswelt?* Wiesbaden: Springer VS.

Schützeichel, R. (2015): *Historische Soziologie*. Bielefeld: transcript Verlag.

Vahsen, F. G. (2015): Gesellschaftlicher Wandel–Leben in der Postmoderne, in: Freericks, R. & Brinkmann, D. (Hg.): Handbuch Freizeitsoziologie. Wiesbaden: Springer VS, 29-54.

Van der Linden, M. (2008): *Workers of the World. Essays toward a Global Labour History*. Leiden/Boston: Brill.

Wadauer, S. (2016): Immer nur Arbeit? Überlegungen zur Historisierung von Arbeit und Lebensunterhalten, in: Leonhard, J. & Steinmetz, W. (Hg.): *Semantiken von Arbeit: Diachrone und vergleichende Perspektiven*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag, 225-248.

Wajcman, J. (2019): Automatisierung: Ist es diesmal wirklich anders? In: Butollo, F. & Nuss, S. (Hg.): *Marx und die Roboter. Vernetzte Produktion, Künstliche Intelligenz und lebendige Arbeit*. Berlin: Dietz, 22-35.

Zeuske, M. (2019): *Handbuch Geschichte der Sklaverei*. Oldenbourg: De Gruyter.